

MEINE ABENTEUER IM BASLER DAIG

Text Michael Schindhelm

Michael Schindhelm, einer der renommiertesten deutschsprachigen Theatermacher, wirkte bis 2006 in Basel. Wo er die Basler Society kennenlernte.

Dass man von den sogenannten Reichen und Schönen überhaupt zur Kenntnis genommen wird, ist in Wirklichkeit nicht selbstverständlich. Die Pforten hanseatischer Kaufmannshäuser in Hamburg zum Beispiel bleiben für die Parvenüs des Kultur- und Akademikerbetriebs in der Regel geschlossen. Kollegen aus Oper und Kunst in London oder Wien sind nie in den Inner Circle vorgedrungen. Die New Yorker Vanderbilts & Co., die sogenannten WASP, lassen bekanntlich nicht einmal Hollywoodstars in jene Häuser einziehen, die sie verwalten. Und dann gibt es noch Städte wie Berlin, die ausser einem Rest preussischen Landadels, an dem die Zeit mit ihren Katastrophen vorbeigerast ist, gar keine Gesellschaft hat, die als fein zu bezeichnen wäre.

Kommt man in Basel an, ist man hingegen erst einmal auch ganz oben neugierig. Natürlich sollen bei diesen Begegnungen mit Zuzüglern die Grenzen der heimischen Etikette gewahrt bleiben. Aber was tun, wenn man sie nicht kennt und im Umgang mit diesen Leuten auch gar nicht zu spüren bekommt, ob und wann man sie verletzt hat und wie man das gegebenenfalls wieder rückgängig machen kann?

Ein bisschen Parsifal sollte man schon sein, wenn man beschliesst, sich auf diesem Parkett zu bewegen. Man sollte nicht zu viel fragen und erst recht lähmende Skrupel vermeiden. Was ziehe ich an, was bringe ich als Gastgeschenk mit, wenn ich zu Vera Oeri eingeladen bin? Das sind fruchtlose und unsinnige Fragen. Als ich irgendwann im Jahr 1995 mit meinem Vorgänger im Amt, dem Deutschen Hans Peter Doll, der ein hoch dekorierter Generalintendant und aus der Pension heraus eingesprungen war, um in meiner Vorbereitungszeit das Schiff Theater Basel auf

Kurs zu halten, zu Oeri eingeladen wurde, entdeckte ich an dem älteren Herrn eine Aufgeregtheit, die ich ihm nicht zugetraut hätte.

Er holte mich in meinem Hotel ab, um mit mir gemeinsam mit dem Taxi in die St. Albanvorstadt zu fahren. Doll trug zum ersten (und für mich letzten) Mal eine Krawatte. Als ich den Blumenstrauß in seiner Hand sah, ein paar traurige gelbe Röslein vor dem runden Bauch eines leicht koboldartigen Endsechzigers mit Bürstenhaarschnitt, rotem Gesicht und schwerer Brille, war ich gleich zweimal erschrocken: Erstens hatte ich keine Blumen, zweitens hatten Dolls Rosen ihren Lebenszenit hinter sich. Irgendwie schien das auch Doll zu wissen, jedenfalls liess er wenige Meter vor dem Ziel das Taxi kurzerhand halten, um seinen Blumenstrauß in einen am Strassenrand deponierten Plastiksack verschwinden zu lassen. Wenn er da schon gewusst hätte, wie entspannt die Runde werden sollte, in die wir gleich einkehren würden, hätte er wahrscheinlich seine Krawatte zu den Rosen gestopft.

Tête-à-tête mit den Oeris

Nein, auch gut zehn Jahre nach diesem Abend und obwohl die damalige Gastgeberin inzwischen traurigerweise nicht mehr unter den Lebenden ist, gibt es nichts Spektakuläres über diesen Anlass nachzutragen. Natürlich war es für mich nicht alltäglich, in einem so schönen Renaissancehaus herumgeführt zu werden, in einem mit wenigen edlen Gemälden aus dem (damals) letzten Jahrhundert bestückten Saal Platz zu nehmen und von elsässischem Personal mit einem dann doch eher unkomplizierten Nachtessen bedient zu werden. Schön war das!

Sich in Zurückhaltung übender Mittelpunkt war die Dame des Hauses, zu-

rückhaltend vermutlich auch deswegen, weil sie augenscheinlich viel über das Theater wusste, schliesslich war sie Premierenabonnentin, und dazu auch eine Meinung hatte. Aber sie war viel zu gastfreundlich, um Doll und mich mit dieser Meinung zu konfrontieren.

Ein bedeutender Professor sass mit den Oeris am Tisch, eine Tochter schaute nach einer Weile herein. Später tauchte noch ein Kollege von Doll und mir auf, etwa in Dolls Alter, der dreissig Jahre zuvor selbst den Posten des Basler Theaterdirektors angetreten hatte und dessen Direktionszeit inzwischen reif genug dafür war, als eine Legende zu gelten. Man sah gleich, Dügg, wie Werner Düggelin auch in diesem Kreise genannt wurde, war hier ziemlich zu Hause.

Nach diesem Abend hätte ich nicht sagen können, wie gesellschaftsfähig oder -unfähig ich in Basel sein würde. Und sein wollte. Gewiss, ich kam aus einer anderen Welt. Aber die Leute waren doch nett! Vera Oeri liess mich auch künftig nicht weiter wissen, was sie von dem Theater hielt, das ich zu verantworten hatte. Bis auf ein einziges Mal, als sie mir die Kopie eines Kündigungsschreibens an die lokale Organisation der Ballettfreunde zukommen liess, nachdem die gegen mich wegen meiner Entscheidung für das Tanztheater (und damit gegen das Ballett) in Form grosser Zeitungsanzeigen (Stoppt die Entscheidung!) Front gemacht hatte.

Als ich diesen Brief in der Hand hielt, spürte ich, etwas Besonderes war geschehen. So etwas wie eine Grenzüberschreitung. Ansonsten sah ich Frau Oeri und ihren meist fröhlichen Mann hin und wieder in den Premierenpausen im Foyer. Wir grüssten uns. Mehr Austausch war nicht vorgesehen. So erging es mir mit der einen oder anderen Einladung in heilige Basler Hallen. Einmal und nie wieder. – Ein Schelm, wer da etwas Böses denkt.

Man kann heute fast alles mit kulturellen Dissonanzen erklären: den 11. September, den Erfolg der SVP oder mein Scheitern vor dem Basler Daig. Nicht jeder, der anders tickt, tickt richtig anders. Vielleicht ist es meiner lang anhaltenden Begeisterung für das Ende der DDR und für die deutsche Wiedervereinigung zu verdanken, dass ich selbst



Michael Schindhelm, heute Opernchef in Berlin: «Ich weiss nicht genau, wann ich den Bogen überspannt hatte.»

Mitte der Neunzigerjahre noch davon ausgegangen bin, Grenzen seien dazu da, überschritten zu werden. Ich habe mich da nicht nur einmal geirrt, bestimmt aber bezüglich der feinen Basler Gesellschaft. Schön, man wurde zu bedeutenden Persönlichkeiten nach Hause eingeladen, bei denen schon im Haus-
ingang Nam-June-Paik-Installationen standen oder Tinguely-Plastiken vor dem Kamin baumelten, man machte Konversation, zum Beispiel über Max-

mationen, die nicht vollständig zutrafen. So stellte ich mir den Basler Daig etwa als eine Art Patriziergesellschaft vor und irrte in der Annahme, Alt-Nationalrat Burckhardt, ein grosser Freund des Theaters, stamme direkt von Jakob Burckhardt ab.

Die von meinen Unvorsichtigkeiten Betroffenen schwiegen. Immerhin riefen diese Aktivitäten Leute auf den Plan, die nicht selbst der feinen Gesellschaft angehörten, aber nach meinem Eindruck die Funktion übernommen hat-

«Ich gab zu Protokoll, ich käme aus Berlin, der Stadt mit der meisten Hundescheisse, und befände mich nun in der Stadt mit der meisten Klugscheisse.»

Bill-Skulpturen, derentwegen man sich vergeblich mit der Verwaltung des Hörnli (Friedhof in Riehen) gestritten hatte, weil sie aufgrund ihrer ungewöhnlichen Gestaltung die Pietät des Friedhofsbesuchers verletzen, man sass mit Gästen wie Ernst Beyeler am Tisch und trank vierzig Jahre alten Bordeaux, den gerade ein Hausangestellter in einem entlegenen Kellerwinkel entdeckt hatte. In der Regel blieb es bei diesem einen Mal, und es beruhigte mich nicht, zufällig von anderen Zuzüglern zu hören, die hätten ähnliche Erfahrungen gemacht.

Aus heutiger Sicht lag es wohl eher an meiner Grenzüberschreitungspenetranz, dass die Tête-à-tête-Versuche mit dem Daig bald ihr Ende fanden. Anstatt mich ausschliesslich auf meine Theaterfunktionen zu konzentrieren, gelang es mir vor allem in den ersten Jahren selten, die eine oder andere Meinungsäusserung zu unterdrücken, wo vermutlich Meinung nicht gewünscht war.

Was hatte ich mir nur dabei gedacht, meine ersten Schweizerlebnisse dem deutschen «Tagesspiegel» anzuvertrauen und zu behaupten, eine reiche Baslerin, die unverkennbar Vera Oeri sein musste, ginge mit dem Rentnerporsche schon mal selbst bei der Migros zum Einkauf, und daraus den Schluss zu ziehen, dies sei ein treffendes Beispiel für das Basler Understatement?! Nicht nur, dass ich Meinungen äusserte, wo es einem neuen Zuzüger angestanden hätte zu schweigen, ich bildete sie mir auch manchmal auf der Grundlage von Infor-

ten, eventuell drohenden Schaden von dieser abzuwenden, in dem man Grünschnäbel wie mich zurechtwies. Markus Kutter zum Beispiel, Historiker, Publizist, ehemals Starwerber und Freund von Max Frisch, bekam unglücklicherweise von obigem «Tagesspiegel» Kenntnis und leuchtete mir in einem mehrseitigen Schreiben heim.

Fingerspitzengefühl hätte es bedurft, und ich wollte nichts davon wissen. Dabei meinten es Leute wie Kutter doch gut mit mir. Es gab sie doch, die Ratgeber und wohlwollenden Bedenkenträger, die mir die Grenzen zu zeigen bedacht waren. – Ich gab jedoch einer Schweizer Zeitung gegenüber zu Protokoll, ich käme aus Berlin, der Stadt mit der meisten Hundescheisse, und befände mich nun in der Stadt mit der meisten Klugscheisse.

Eine Art DDR

Ich weiss nicht genau, wann ich den Bogen überspannt hatte. Es gibt zwei Möglichkeiten, an die ich mich erinnere: In unserer dritten Saison im Frühjahr 1999 planten wir eine Aufführung von Ibsens «Ein Volksfeind». Regisseur war Lars-Ole Walburg. Es war die Zeit, als sich die Nachrichten über die nachrichtenlosen Vermögen überschlugen. Jean Ziegler hatte sich bereits den Zorn einiger Konservativer zugezogen, auch einiger Basler Konservativer. Der Vorwurf des Landesverrats machte die Runde. Eine mehr als oberflächliche Parallele zur Hauptfigur des Ibsen-Stückes, die

einer Stadt anfangs zu Ansehen und Wohlstand verhilft, Ansehen und Wohlstand im Verlaufe des Stückes jedoch im Namen einer für die Stadt peinlichen Wahrheit wieder in Gefahr bringt, veranlasste uns zu Recherchen über Ziegler.

Irgendwie schienen nicht nur die mir inzwischen bekannten Bedenkenträger, sondern auch Vertreter der feinen Gesellschaft Wind von unseren Untersuchungen bekommen, diese aber falsch eingeschätzt zu haben. Ich erhielt einen Brief von einer bedeutenden Persönlichkeit, in dem mir mitgeteilt wurde, man nehme mit wachsender Sorge zur Kenntnis, dass wir am Theater Basel eine Veranstaltung mit der Person Jean Ziegler planten, der zurzeit mit seinen Äusserungen über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg das Ansehen des gesamten Landes in der Welt beschädige. Würde diese Veranstaltung stattfinden, stiesse ich wohlwollende Kreise in der Stadt vor den Kopf, auf deren Unterstützung ich besser zählen sollte.

Meine Kollegen Schauspieler, Regisseure und Dramaturgen, denen ich den Brief zeigte, erkannten intuitiv seinen herausragenden Charakter. Dies war ein Dokument der Grenzüberschreitung, wie sie normalerweise weder in der Stadt noch gar in diesen Kreisen gewagt wurde. Der Brief, befanden wir, verdiente, ans Licht einer grösseren Öffentlichkeit gebracht zu werden.

Wir entschieden, in der zentralen Szene von «Ein Volksfeind», wenn die Hauptfigur eine Ansprache an die Bürger der Stadt hält und am Ende beinahe gesteinigt wird, das Licht im Zuschauer-
raum anzuschalten und den Brief durch den Schauspieler der Hauptfigur vorlesen zu lassen. Natürlich anonymisierten wir den Text, an einer Blossstellung des Briefschreibers waren wir nicht interessiert. Allerdings wussten wir, er würde am Abend der Premiere unter den Zuschauern sein, und es war nicht auszuschliessen, er hatte andere von seinem Brief wissen lassen.

Der «Volksfeind» hatte Premiere und wurde ein Erfolg. Später erhielt er sogar eine Einladung zum Berliner Theatertreffen, wo der Auftritt mit dem Brief allerdings erklärungsbedürftig war. In Basel selbst gab es eigentlich keine Nachfragen. In der Zeitung spekulierte

man, ob der Brief authentisch sei. Auch der Briefschreiber regte sich nicht. Wie sollte er auch. Vielleicht lachten sich einige aus der Gesellschaft ins Fäustchen. Aber selbst das war für mich unhörbar.

Sollte ich nicht zu diesem Zeitpunkt von allen Einladungslisten des Basler Daigs gestrichen worden sein, wird es wohl meine schon oben begründete Überzeugung gewesen sein, die Schweiz sei eine Art gelungener DDR, der ich ungefähr um diese Zeit der «Süddeutschen

sche Kritik. Mein Wiedergutmachungsversuch, in der lokalen Zeitung richtigzustellen, was ich mit diesem Vergleich zu sagen versucht hatte, ging wahrscheinlich ins Leere. Nicht nur bei Moritz Suter war ich jetzt bestimmt der Gysi von Basel.

Hatte ich ungebührlich gegen die guten Sitten verstossen? Hatte ich nicht? Eigentlich hätte mir das damals egal sein müssen, denn ich bildete mir ein, Dissonanz muss sein, ja, Dissonanz ist bei diesen nach wie vor auf den ersten Blick

«Hatte ich ungebührlich gegen die guten Sitten verstossen?
Eigentlich hätte mir das egal sein müssen,
denn ich bildete mir ein, Dissonanz muss sein.»

Zeitung» gegenüber Ausdruck verlieh und die mir möglicherweise den letzten Rest an Reputation nahm, die ich noch besessen hatte.

Mein eigenes Grab

Gerechterweise bin ich mit in Schriftdeutsch vorgetragenen Vorwürfen bedacht worden. Die üble Rede, die aufkam, ging von jenen Alarmisten aus, die mich in der Anfangszeit beiseitezunehmen und auf den richtigen Pfad zu leiten versucht hatten. Die lokalen Medien brachten Ausbrüche des Ärgers aus dieser Richtung. Grundtenor: Er schaufelt sich seit Langem sein eigenes Grab.

Ich hätte nicht nur den Mund halten, sondern aus oberflächlichen Betrachtungen auch keine effekthascherischen Kurzschlüsse ziehen sollen. Die Behauptung von der gelungenen DDR traf vor allem mich selbst. Ich machte nicht nur fahrlässig auf meine im Grunde bedenkliche Herkunft aus einem totalitären Staat aufmerksam, sondern erwies mich auch noch einmal als beratungsresistent, in dem ich mir in erster Linie den schlechten Teil westdeutscher beziehungsweise bundesrepublikanischer Weltanschauung zu eigen gemacht hatte, nämlich deren Hochmut gegenüber der Schweiz.

So ist das mit den kulturellen Dissonanzen. Ich hatte Bewunderung zum Ausdruck bringen wollen, denn ich sah tatsächlich Indizien dafür, dieses Land als eine gelungene Version der nicht gelungenen DDR zu betrachten, und erntete har-

freundlichen Baslern erwünscht. Und wenn schon nicht bei den Oberen, dann immerhin bei der «kompakten Majorität» (Zitat der Hauptfigur aus dem «Volksfeind»). Nachdenklich wurde ich aber, als ich von den Ideen erfuhr, unter reichen Frauen Geld für ein neues Schauspielhaus zu sammeln. Die Idee ging nämlich auch von Kutter und ein paar anderen Leuten aus, die ich sonst eher als Alarmisten kennengelernt hatte. – Reiche, selbstständige Frauen! Das konnte in Basel nur heissen, da war der Daig im Spiel. In einem Spiel mit den Alarmisten.

Diese Leute wollten uns plötzlich dabei helfen, endlich ein neues Schauspielhaus zu bauen. Wie ging das zusammen! Hatte ich mich also doch getäuscht und konnte ich mich auf mehr Sympathie oder wenigstens Unterstützung bei den Ehrwürden einrichten, als ich annahm? War das ein Ausdruck von Toleranz? Oder eher von Ignoranz? Waren meine ununterdrückten Meinungsäusserungen und die des Theaters, seine politischen Aktionen, in den Augen der relevanten Kreise nichts als lauer Wind, wie er manchmal vom Elsass heranweht? Wollte man vielleicht ein neues Schauspielhaus, nicht weil wir es bespielen sollten. Sondern weil meine Direktionszeit kürzer ausfallen würde als die Haltedauer eines neuen Theaters?

Fragen über Fragen, und das Verhältnis zu bestimmten Baslern blieb ungeklärt. Vorausgegangen war dieser sensationellen Sammelaktion, die sich da anliess, ei-

ne seit Jahrzehnten währende Diskussion um die Zukunft des alten Schauspielhauses, der traditionsreichen Komödie, die in den letzten Jahren durch drei Ereignisse Auftrieb bekommen hatte: Wir hatten sendungsbewusst unsere erste Spielplanpressekonferenz im Frühjahr 1996 im sogenannten Ganthaus abgehalten, einem möglichen (und schliesslich endgültigen) Standort für ein neues Schauspielhaus. Der Basler Finanzdirektor hatte einige Kreise dafür gewinnen können, die Idee gutzuheissen, uns in einem denkmalgeschützten Kinobau unterzubringen und dadurch dem Kanton ein Immobilienproblem abzunehmen, obschon dieser Bau für unsere Zwecke ungeeignet war. Der Erbauer und ehemalige Betreiber der Komödie fühlte sich von unseren Klagen über die eingeschränkten Arbeitsbedingungen in seinem Haus angegriffen, erkor mich zu seinem Hauptfeindbild und überzog mich mit Invektiven (Der Basler Stimmbürger wird dafür sorgen, dass Sie nicht mehr lange...).

Helfende Göttinnen

Ausserdem laborierte der Kantonsbaumeister wie seine Vorgänger seit Jahrzehnten an einem städtebaulichen Problem, genauer seit 1976, als das alte Stadttheater gesprengt und damit in das alte Kulturforum aus Casino, Kunsthalle und Stadttheater eine Lücke gerissen worden war, die sich seitdem beinahe wie von selbst in einen kleinen Park mit zwölf Kastanien verwandelt hatte. Dieser Verlegenheitspark liess unschwer erkennen, dass die Lücke eine Lücke geblieben war und unter den Kastanien nicht nur die Trümmer des alten Stadttheaters, sondern auch die Ungeister vieler öffentlicher Streitereien ruhten, die im Vorfeld der Theatersprengung ausgebrochen waren.

Kurz nach der Wahl einer neuen Baudirektorin präsentierte das Departement einen bemerkenswerten Vorschlag: die Lücke am Steinenberg schliessen, die Ungeister der Theatersprengung vertreiben und an die Stelle des alten ein neues Theater bauen. Aus städteplanerischer Sicht kein schlechtes Projekt. Die Baudirektorin, engagierte Theatergängerin, machte es zu ihrer Sache. Das Projekt wurde ausgeschrieben, eine Jury wurde ernannt, der auch die Theaterleitung

angehörte. Der darauffolgende Wettbewerb fiel passabel aus.

Mindestens ein Entwurf hätte das Zeug gehabt, einen Theaterbau mit angemessen zeitgenössischer Architektur zu schaffen. Aber weder die Baudirektorin noch ihr Departement hatten mit den Ungeistern aus dem Verlegenheitspark gerechnet. Kaum hatte sich die Idee eines Neubaus am Steinenberg verbreitet, kam es zu öffentlichen Erregungen. Die lokale Zeitung startete eine Umfrage

es mehrere Götter beziehungsweise Götinnen, die uns völlig unerwartet aus der Patsche halfen. Was Markus Kutter und seine Frau Gisela – die mich in der Vergangenheit hatten wissen lassen, dass sie von mir und meinen Meinungsäusserungen immer weniger hielten und irgendwann auch mit der auf unserer Bühne gezeigten Kunst ihre Nöte hatten – bewog, dieses grandiose Sammelpjekt einzufädeln, hat sich mir nie erschlossen. Ich wollte es von dem Zeit-

«Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, sich einmal für diese Starthilfe zu bedanken. Aber bei wem? Alle bestanden in korrekt baslerischer Manier darauf, anonym bleiben zu dürfen.»

pro und kontra Steinenberg, die zu 95 Prozent kontra ausfiel. Umweltfreunde wetterten gegen das Fällen der Kastanien, Freunde des Tinguely-Brunnens nebenan sahen dessen Aura in Gefahr geraten, Skater und Flaneure fürchteten um ihre Bewegungsfreiheit auf dem Theatervorplatz. Jemand gestand öffentlich ein, jeden Mittag auf einer der Bänke in diesem seltsamen Gedächtnishain für das alte Stadttheater zu rasten und daselbst die (lokale) Zeitung zu lesen.

Die Regierung und ihr Baudepartement hüllten sich zunächst in verbissenes Schweigen. Man wollte sich keine Kampagne aufzwingen lassen. Aber die Ungeister tobten weiter. Schliesslich musste sich auch die Baudirektorin so viel gut begründetem Widerspruch beugen. Das Projekt Schauspielhaus am Steinenberg wurde zu den Akten gelegt. Der Architekt, der den Wettbewerb gewonnen hatte, musste sich mit leeren Komplimenten zufriedengeben. Für uns, das Theater Basel, ein Reinfall. Ein erneuter Versuch, uns aus der alten Komödie zu erlösen, war gescheitert. Keine Lösung war in Sicht. Eine Fortsetzung des Spielbetriebes in der Komödie war schon aus sicherheitstechnischen Gründen nicht mehr lange möglich.

Der Gott, der im griechischen Theater unerwartet die Bühne betrat und im letzten Moment die Katastrophe abwendete, in dem er zu Mitteln griff, die den betroffenen (menschlichen) Theaterfiguren nicht zu Gebote standen, war der Deus ex Machina. In diesem Fall waren

punkt an, wo sich unabwendbar abzeichnete, dass wir mit grossen Spenden für ein neues Schauspielhaus rechnen konnten, auch nicht mehr wissen. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul.

Aber wie war die Geschichte in Gang gekommen? Es war die Blüte der New Economy, und einige reiche Leute waren ohne viel Zutun noch reicher geworden, auch in Basel. Markus Kutter und ein paar andere müssen die Idee gehabt haben, unter wohlhabenden, unabhängigen Frauen Geld für ein neues Theater zu sammeln, das seinen Standort am Ganthaus haben sollte. Für diesen Standort hatten die Architekten Schwarz-Gutmann-Pfister im Auftrag eines einflussreichen Basler Kreises, des Tabakskollegiums, bereits einen Entwurf gemacht. Die Vorstellung war, die Frauen dazu zu bewegen, jeweils mindestens eine Million Franken in den Hut zu werfen, mit dem die Kutters herumgingen.

Der Erfolg übertraf die Erwartungen. In wenigen Monaten hatten acht Baslerinnen 13,5 Millionen Franken gespendet. Man gründete eine Stiftung, die sinnvollerweise «Ladies First» getauft wurde, hielt im Beisein des Finanzdirektors eine Pressekonferenz ab und appellierte an die Stadt, nun das ihre dazu beizutragen. Dazu war noch einiges nötig, denn das Gutmann-Projekt belief sich auf ungefähr 30 Millionen Franken. Die Spender waren auf die raffinierte Idee gekommen, ihr Geld nur für den Fall zur Verfügung zu stellen, dass auch

der Kanton sein Scherflein beisteuern würde. Also blieb dem Finanzdirektor nichts weiter übrig, als sich über die Initiative zu freuen und zu versichern, man werde tun, was erwartet werde.

Zuerst aber reagierte jetzt die Stadt: Innerhalb von vier Monaten erhöhte sich das Spendenkapital auf über 20 Millionen Franken, am Ende zählte die Stiftung «Ladies First» über tausend Spender. Das Virus der Spendenimmunitätschwäche war irgendwann nicht mehr aufzuhalten: Unternehmer, Privatleute, Kinder, die ihre Sparsbüchsen plünderten, Künstler, die auf Benefizveranstaltungen sammelten: Die Stadt Basel wollte wieder einmal zeigen, dass sie eine besondere Stadt war.

Dass sie dies ausgerechnet am Beispiel eines neuen Theaters beweisen wollte, machte selbst unsereins ein bisschen demütig. Womit hatten wir das verdient?

Es fiel die Regierungsratsentscheidung, das Grundstück Ganthaus für den Theaterentwurf von Gutmann freizugeben und zugleich einen Kredit von 11,5 Millionen Franken für den Neubau zur Verfügung zu stellen. Das Schauspielhaus würde nun tatsächlich gebaut werden. Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, sich schon einmal als Theater für diese immense Starthilfe zu bedanken. Aber bei wem? Natürlich gab es da die Einfädler, die Regierung. Aber die Ladies, mit deren Spendeneinlage das Ganze begonnen hatte, bestanden in korrekt baslerischer Manier darauf, anonym bleiben zu dürfen.

Damit blieb auch den anderen Geldgebern, ob gross, ob klein, ob eigenes Geld, ob fremdes, nichts anderes übrig, als diskret auf Öffentlichkeit zu verzichten. Es fühlte sich seltsam an, einer namenlosen Gruppe von tausend Menschen Danke zu sagen. ◀

Michael Schindhelm ist Generaldirektor der Berliner Opernstiftung. Ab 1996 war er Direktor am Theater Basel. In der Saison 1998/1999 wählten Kritiker das Basler Schauspiel zum deutschsprachigen Theater des Jahres.

Der Text ist ein Vorabdruck aus «Mein Abenteuer Schweiz», Echtzeit-Verlag Basel, von Michael Schindhelm. Buchvernissage heute Samstag, 18 Uhr, im Theater Basel. Lesungen am 9. Februar, 21.30 Uhr, im Stadttheater Bern und am 10. Februar, 15.30 Uhr, im Opernhaus Zürich.